

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Landauer Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 13008.

Inserate kosten die 7spaltige Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Bellegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Zellaufgabe 6.— Mk. — Schluss der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Landauer Straße 19/21, Fernsprecher: 4596 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung kündigt an, daß die einmaligen Ausgaben für die neue Militärvorlage durch eine Abgabe vom Vermögen aufgebracht werden sollen. Die bauernden Ausgaben werden, wie üblich, die Volksmassen zu tragen haben.

Nach einer Meldung der Königlich Preussischen Zeitung soll es feststehen, daß der Reichstag zur Lösung der Wehr- und Deckungsfrage zu einer Commercialsitzung, die wahrscheinlich am 27. Mai beginnen und bis Juli hinein dauern dürfte, zusammenzutreten wird.

Am Reichstage erwarteten die Redner sämtlicher bürgerlichen Parteien die Regierung zu neuen Marineforderungen.

Für Oesterreich-Ungarn wird offiziell eine Erhöhung der Heeresstärke um 20 000 Mann angekündigt.

Die russische Regierung wird nach einer Meldung des Pariser Matin drei neue Armeekorps aufstellen.

Die Türkei hat sich bereit erklärt, die Friedensbedingungen anzunehmen, die eine Vermittlung der Mächte ergeben würden.

Bauernfang.

Leipzig, 3. März.

Die Regierung des braven Theobald ist nicht so dumm wie sie aussieht. Sie scheint sich für die „Deckungsfrage“ einen sehr netten Bauernfängertrick zurechtgelegt zu haben. Zuerst lancierte man falsche Nachrichten in die Presse, um das brave Publikum allmählich an die ungeheuerlichen Forderungen zu gewöhnen, die man vorbringen will. Man begann mit der „bescheidenen“ Summe von 50 Millionen und kam dann allmählich auf eine Viertelmilliarde, ohne die Kosten der Flugzeuge. Das sind die laufenden Ausgaben, die durch die Heeresvermehrung alljährlich verursacht werden. Ueber die einmaligen Ausgaben zur Beschaffung von Gewehren, Geschützen, Pferden, Uniformen, Kasernen und was sonst drum und dran hängt schweig man sich aus. Dann pläzte es in den letzten Tagen heraus: diese einmaligen Ausgaben belaufen sich auf eine Milliarde Mark. Dabei lehnen sich die bürgerlichen Parteien in immer größerem Furor hineinreden. Der ganze Kummel wurde hübsch inszeniert. „Die allgemeine Wehrpflicht muß durchgeführt werden“, „die Weltlage ist bitter ernst“, „das Vaterland ist in Gefahr“, „auf heute zu morgen kann es losgehen“. Nebenbei kleine

Drohungen mit der Reichstagsauflösung, die den Liberalen in die Glieder fuhren und das Zentrum zu neuen Beateuerungen seiner Militärfürmigkeit veranlaßte. Nun haben sich diese Parteien bereits so festgelegt, daß sie nicht mehr zurück können und da wird die Papiete aufgetischt: die Milliarde soll gedeckt werden durch eine einmalige Abgabe vom Vermögen!

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bringt in ihrer Sonnabendnummer, nachdem sie sich für die Militärvorlage stark begeistert hat, die Nachricht in folgender Form:

Auch die Deckungsfrage wird überall lebhaft erörtert. Die wir erfahren, besteht bei der Reichsleitung die Absicht, die wegen ihrer Höhe ganz besonders ins Gewicht fallenden einmaligen Kosten der Heeresvorlage durch eine einmalige Abgabe vom Vermögen zu decken. In dieser Angelegenheit findet heute nachmittags auf Einladung des Reichskanzlers eine Besprechung der stimmführenden Mitglieder des Bundesrats statt.

Bumm! Die Reichen sollen zahlen, eine hohe Regierung will in ihrer Weisheit nicht das Volk belasten und die bürgerlichen Parteien werden nicht umhin können, ihren Patriotismus zu beweisen. Die Junker und die Schlotbarone werden Bauchgrimmien bekommen, aber ihre patriotischen Vertreter können nicht anders, sie müssen bewilligen. Das ist der eine Trumpf, den die Regierung ausspielt. Der andre ist: wenn die Reichen berappen, dann wird der „kleine Mann“ erst recht Ja und Amen sagen.

Die Sache hat indessen einen Haken: über die Deckung der dauernden Ausgaben schweigt sich das offiziöse Blatt hartnäckig aus, sein Sterbenswörtchen wird gesagt! Man geht wohl kaum fehl, wenn man sich den seinen Plan in folgender Weise ergänzt: da die Reichen die einmaligen Ausgaben bezahlen, kann man die Rückstände fallen lassen und die dauernden Ausgaben den arbeitenden Massen aufhalsen. Dadurch werden die bürgerlichen Parteien aus der Zwischmühle gerettet, der Streit um die Erbschaftsteuer wird beseitigt, dem erfindertischen Geist sind keine Schranken gesetzt beim Ausknobeln neuer indirekter Steuern auf Gegenstände des Massenkonsums. Auf diese Weise würde sich dann die Rechnung so stellen: die Reichen kommen um die verhasste Erbschaftsteuer herum, indem sie ein einziges Mal eine Milliarde abladen. Da das versteuerbare Vermögen nach den Ergebnissen der Vermögenssteuer in Preußen allein auf 100 Milliarden geschätzt wird, in ganz Deutschland aber auf ungefähr das Doppelte, so wäre eine Abgabe von annähernd einem halben Prozent vom Vermögen ausreichend, um die Milliarde aufzubringen. Von 1000 Mk. Vermögen wären ganze 5 Mk. zu zahlen und man würde wohl nachsichtig genug sein, die Zahlung auf ein paar Jahre zu verteilen. Dagegen würden die arbeitenden Massen dauernd die fortlaufenden Ausgaben zu tragen haben. Da diese mehr als eine Viertelmilliarde

ausmachen, so würden die Armen in vier Jahren bereits mehr aufgebracht haben, als die Reichen, und sie würden diese Last überhaupt nicht los. Der Trick ist nicht übel. Er würde glatt gelingen, wenn nicht die deutschen Arbeiter dank ihrer politischen Schuttlung für solche Bauernfängertricks unzugänglich wären! Für uns Sozialdemokraten kann selbst dann der militaristische Wahnsinn nichts von seiner Scheußlichkeit verlieren, wenn wirklich und ehrlich die Reichen die Lasten dieser einen Vorlage tragen würden. Wir hatten daran fest, daß für die Landesverteidigung nur die Volkshewaffung durch das Militärsystem in Frage kommt. Jede Vermehrung des stehenden Heeres, die eine Steigerung der furchtbaren Kriegsgefahr bedeutet, lehnen wir unter allen Umständen ab.

Die nationale Presse hat übrigens neben der einmaligen Abgabe vom Vermögen noch einen zweiten Schlagler: auch die deutschen Fürsten wollen angeblich sich durch eine „hochherzige“ Gabe an der Aufbringung der Milliarde beteiligen. Die Herren haben nämlich trotz riesenhafter Einkünfte heute noch immer das Privilegium der völligen Steuerfreiheit. Mag das Volk noch so sehr mit Steuern bedrückt werden, mag die arme Witwe und der hilflose Krüppel bereits mit 100 Mk. und weniger Einkommen zur Steuerleistung in Staat und Kommune herangezogen werden — das Millioneneinkommen der diversen Landesväter bleibt völlig unangetastet. Von einer „bestimmten sehr hohen Stelle“ soll nun das Wort gefallen sein: „1813 war ein Opferjahr, lassen wir es 1913 für jedermann auch sein, denn die Zeiten sind heute kaum weniger ernst als vor hundert Jahren.“ Dieser „hochherzige Entschluß“ wird von der bürgerlichen Presse eifrig benutzt, um den Kapitalisten die bittere Pille der „Kriegssteuer“ zu versüßen und vor allem auch die Massen damit zu verführen, daß man ihnen auch bei dieser Gelegenheit wieder den Hauptpaden der neuen Heereslast aufhalsen wird. Die Tägliche Rundschau riskiert zu diesem eelen Zwecke sogar eine Lippe gegen die Fürsten, die sie also ermahnt:

Wohl aber darf erwartet werden, daß diese Opfer von jedermann gefordert und gebracht werden, und zu den „jedermann“ rechnen wir auch die deutschen Fürsten, die regierenden Fürstentümer, deren Steuerprivilegien in eine Zeit, da an die allgemeine außerordentliche Opferwilligkeit aller appelliert werden muß, nicht mehr hineinpassen. Wir zweifeln nicht, daß die Fürsten selbst ihren Völkern mit autem Beispiele vorangehen und durch freiwilligen Verzicht auf ihre Steuerfreiheit, wenigstens für dieses Opferjahr, sich an die Spitze der Bewegung stellen, die in diesem Jubiläum- und Erinnerungsjahr durch Sicherung des Vaterlandes und stillenlosen Ausbau unres Heerwesens beweisen wollen, daß das heutige Deutsche Reich vollrdig seiner Vergangenheit und lebenskräftig und schlagnbereit in der Gegenwart ist.

Die Einschränkung: „wenigstens für dieses Opferjahr“ ist ebenso charakteristisch wie — vorsichtig. Auch die Kreuzzeitung hält es für selbstverständlich, daß der Verzicht nicht

Feuilleton.

Gertraud Sonnweber.

Roman von Rudolf Greinz.

44) (Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Neunzehntes Kapitel.

Andern Tags nach der Frühmesse gruben sie die Gertraud Sonnweber ein. Belnabe dunkel war's noch. Bleiern und schwer hingen die Wolken ins Tal herab, und naßkalt war die Herbstluft.

Grästelnd liefen die paar Leute, die in der Messe waren, aus der Kirche. Eilig und schnell. Schauten gar nicht hin nach dem stillen Friedhofswinkel, wo sie das offene Grab wühlten für die Gertraud. Einscharen sollte man die! Einscharen wie einen Hund! Verdiente kein christliches Begräbnis... die Hur!

Niemand außer dem Sonnweber Lois und der Rosl vom Sohler Muck mit ihrem rothaarigen Anele war dabei, als man die Gertraud aus der Totentapelle trug.

Das kleine, rothaarige Anele weinte bitterlich an der Hand der Mutter. Hochgeschwollene Augen hatte sie vor lauter Weinen.

„Gertraud! Gertraud!“ schluchzte das Kind laut auf. Sie hatte sie ja so lieb gehabt... die Gertraud!

Mit tief gesenktem, entbläutem Haupt folgte der Lois dem Sorg. Ganz allein ging er. Die Augen brannten ihn. Feuchtschwarz glänzte das Haar auf seinem Kopf.

Ein völlig stumpfsinniges Gesicht machte der Lois. Daß denn gar niemand kam, seiner Gertraud die letzte Ehre zu erweisen? Kein Mensch! Nicht ein einziger! Daß sie alle auf einmal so hätten... die Gertraud! Satten doch mehr Kadeln im Tal ein Kind getrieget und waren nicht so ausgestoßen wie die Gertraud. Er konnte es absolut nicht begreifen, der Alois Sonnweber.

Die Sonnweberin hatte sich mit ihren beiden Töchtern feig vertragen. Sie trauten sich noch immer nicht vor die Tür hinaus. Solche Angst hatten sie. Nicht einmal zum Begräbnis waren sie gekommen. Satten sich ganz losgelöst von der Tochter und Schwester.

Das kleine Glöcklein vom Turm droben bimmelte kläglich in die graue Nebelluft des Herbstmorgens hinein. In kurzen, abgerissenen Sätzen. Kurz und schnell. Recht eilig. Der Mehner hatte keine Zeit zum Väuten, und für die Gertraud war es lange gut genug. Er mußte zurückeilen in die Sakristei, um dem Pfarrer behilflich zu sein, der jetzt bald die Messe lesen wollte.

Am Ende des Friedhofs, dort wo die Felder angrenzten, an der Friedhofsmauer hatten sie der Gertraud Sonnweber die Grube gegraben. Nahe beim Sohler Muck.

Kamen nun wieder in Nachbarschaft die beiden. Der Sohler Muck lag auch in geweihter Erde, obwohl er ein Selbstmörder war. Johannes Lehtaler hatte es damals so angeordnet, und der Kooperator hatte nicht widersprochen. „Ist ja allemal narret g'wesen, der Alte!“ hatte ihn der Pfarrer entschuldigt. „Mei, es ist guat, daß er's überstanden hat. Der hat sicher nit g'wußt, was er tuat.“

Der Pfarrer hatte zwar nie an die Verücktheit des Sohler Muck geglaubt. Er tat auch damals nur so. Aber es wäre ihm hart geworden, den alten Bauern in ungeweihter Erde liegen zu lassen.

Der Pfarrer brachte diese Entschuldigung nur vor, weil er sich vor Lorenz Knollseifen fürchtete. Er war darauf gefaßt, mit diesem einen Kampf auszufechten zu müssen wegen des alten Sohler Muck. Innerlich wunderte er sich darüber, daß der Kooperator gegen seine Anordnung gar keinen Einspruch erhob.

Lorenz Knollseifen wußte durch die Gertraud von der letzten Unterredung, die diese mit dem Muck gehabt hatte. Er wußte jetzt, daß der Alte trotz seiner scheinbaren Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn her vorging, ein feiner Beobachter war. Der junge Geistliche hatte die Ueberzeugung, daß der Sohler Muck die Tat im vollen Bewußtsein und mit Vorsatz ausgeführt hatte.

Zu jeder andern Zeit wäre Lorenz Knollseifen fest für seine Ueberzeugung eingetreten, hätte es nie und nimmer gelaktet, daß der Selbstmörder ein christliches Begräbnis erhalten hätte. Aber Lorenz Knollseifen fühlte sich selber viel zu schuldig und wagte es nicht mehr, sich als Richter über den Toten aufzuspielen.

Eilig und schnell trugen die vier Männer nun die Gertraud Sonnweber mit ihrem Kind von der Totentapelle fort, hinüber in ihr Grab. Mit weit ausholenden Schritten. Als wären sie froh, die unangenehme Aufgabe nur ja recht bald zu erledigen.

Lorenz Knollseifen, im kurzen, weißen Chorrod und mit dem langen schwarzen Talar darunter, vermochte den Trägern kaum zu folgen. So schnell gingen sie.

Alle Kraft mußte Lorenz Knollseifen zusammenraffen, um sich aufrechtzuhalten. Aber er hielt sich aufrecht, obwohl ihm das Herz zum zerpringen klopfte und seine Knie zitterten. Mit abschalem Gesicht ging er und mit fest aufeinandergepreßten Lippen. Nur jetzt noch standhaft sein. Das Letzte überwinden. Nur sich jetzt nicht mehr verraten... um keinen Preis.

Der Totengraber wartete mit handbereiter Schaufel am offenen Grab. Wuch nicht einmal sonderlich aus, als der kleine Leichenzug jetzt heranlam.

Beim Eingang des Friedhofs stand das Graag Moidele, schüchtern und verdukt und enge an das Gitter gedrückt... aber so, daß sie alles recht genau von der Ferne aus beobachten konnte. Beten tat sie nicht. Sie wollte nur zusehen und spähte mit ihren kleinen, schwarzen Mäuseaugen neugierig umher.

Eiskalter Schweiß stand dem Kooperator auf der Stirn, als er jetzt mit lauter Stimme die Gebete las. Und doch klang seine Stimme fest und sicher. Kein Zittern war zu bemerken.

Da senkte man die Gertraud mit ihrem Kind hinab in die kühle Erde. Hart und mitteleidoslos stieß der Holzjarg unten auf. Eilig und ohne eine Spur von Teilnahme zogen die vier Träger die Stricke unter dem Sarg hervor. Dann gingen sie davon. Sie warteten es nicht einmal ab, bis der Geist-